

**Michael Coyne: The Crowded Prairie:
American National Identity in the Hollywood Western**

London (New York): I. B. Tauris 1998, 239 S., ISBN 1-86064-259-4, £ 12.95

Daß der Western die US-Variante des Heimatfilms ist, gehört zu den Binsenwahrheiten. Sein Erfolg über viele Jahrzehnte hinweg verdankte sich nicht zuletzt dem nationalen Selbstbewußtsein, das die Zuschauer aus den Mythen von der Eroberung des amerikanischen Westens schöpften. Wer etwa verstehen will, warum die Frage des Waffenbesitzes in den USA immer noch so heftig diskutiert wird, muß nur ein paar Western studieren. Die Konnotationen, die Waffenbesitz mit sich führt, werden darin unübersehbar deutlich. Und noch die amerikanische Politik in Bezug auf Jugoslawien läßt sich zurückführen auf ein Rechtsverständnis, das der Western lange nach der Epoche, in der er spielt, stets aufs neue reproduzierte. Die NATO unter der Führung der USA beansprucht das internationale Gewaltmonopol wie der US-Marshall oder der Sheriff im rechtsfreien Raum des eben besiedelten Westens.

Der britische Filmhistoriker Michael Coyne weist an zentralen Exemplaren des Genres von den dreißiger bis in die siebziger Jahre nach, wie sehr sie jeweils aktu-

elle gesellschaftliche Werte in mehr oder weniger verschlüsselter Form in Film umsetzen. Schon *Stagecoach* analysiert er als „a parable of 1939 America“ (S.19), deren sozio-politischer Bezugsrahmen die Depression ist. Daß *My Darling Clementine*, ebenfalls von John Ford, zugleich rassistisch und puritanisch ist, kann niemandem entgehen, der diesen dennoch faszinierenden Film aufmerksam betrachtet. Coyne belegt diese Tatsache und profiliert sie durch einen Vergleich mit *Duel in the Sun*. An *Red River*, *Fort Apache* und *She Wore a Yellow Ribbon* zeigt Coyne die Krise der patriarchalischen Ordnung und den Einfluß des irischen Katholizismus Ende der vierziger Jahre. In den fünfziger Jahren wird es nach Coyne immer schwerer, das Bild von der intakten Familie aufrecht zu erhalten.

In diesem Stil geht es weiter mit Ideologemen der Männlichkeit, des Patriarchats, mit dem Vietnam-Trauma bis hin zum Abgesang des Genres in *The Shootist*. Coynes Hinweise sind plausibel, aber ziemlich pauschal und unprofilert. Seine Thesen verlieren sich in der Vielzahl der en passant genannten Filme und in großzügig eingestreuten Angaben über Einspielbeträge, Reaktionen in den großen Magazinen etc. Etwas eindimensional klingt, womit Coyne das endgültige Aus für den Western begründet: „The ugly reality of ever-increasing violence in modern American society helped puncture the appeal of a genre which sanctified gunplay, and moviegoers could take little comfort from John Wayne making Western towns safe for the American future if they were themselves afraid of being mugged on the way home“. (S.189) Ob die Garanten der Sicherheit in jenen Genres, die den Western (oft nur äußerlich) abgelöst haben, wirklich so viel vertrauenswürdiger sind als der Marshall des guten alten Western, wäre zu überprüfen. Hier dürfte eine Erklärung zu kurz greifen, die Kunstprodukte ausschließlich an äußere Entwicklungen knüpft. Vieles spricht dafür, daß der Western (vielleicht doch nicht so endgültig, wie Coyne meint) an einer ästhetischen Erschöpfung des stark schematisierten Genres eingegangen ist.

Thomas Rothschild (Stuttgart)